



[Nachdruck verboten.]

Frau Ada's Geheimniß.

8) Roman von Marie Widder n.

Aber wie sehr das junge Mädchen ſonſt auch wünſchte, jene Behaglichkeit um ſich zu ſehen, die ſie im Hauſe des Rektors und ſeiner Schweſter, an denen ihre Seele noch jezt mit ſo vieler Liebe hing, ſo oft bewundert, in dieſer Morgenſtunde ſtürzte ſie ſelbſt die unbedeckte Diele und der unſchöne ſchwarze Lederbezug des Sofas nicht. Eifertig ſlog ihre Feder ja über den Bogen, welchen ſie aus einem Schublädchen des Schreibtiſches, vor dem ſie ſich niedergelaſſen, genommen. Zeile gefellte ſich nun zu Zeile. Aus jedem Worte derſelben aber ſprach nicht bloß ein keuſches Gemüth und die hingebendſte Kindesliebe, ſondern auch eine wirkliche Geiſtes- und Herzensbildung. Länger — viel länger übrigens, als ſie es beabſichtigt, ward dieſer Brief an den Vater, dem erſt unter die achte Seite ſetzte Martha ihren Namen. Schnell couvertirte und adreſſirte ſie nun auch das Schreiben. Sie nahm ſich vor, es zur Poſt zu tragen, wenn ſie wie alle Morgen ging, ihre Wirthſchaftseinkäufe zu machen. Noch aber hatte ſie keine Zeit für dieſelben. Galt es doch jezt vor Allem, in die Küche zu eilen und das Krankenſüppchen für die Mutter zu bereiten.

Gewandt und ſlink, wie Martha nun einmal genannt werden mußte, war ſie aber auch hiermit ſchnellſtens fertig. Auf ſilberblinkendem Blechtaliet trug ſie nun das einfache Frühmahl in das Wohnzimmer, das der Mutter zugleich als Schlaf- oder richtiger Leidenſraum diente. Erſt nachdem ſie Alles auf dem Tiſche nahe der Lagerſtatt geordnet, trat ſie dicht an dieſelbe heran und ſchlug die Vorhänge zurück.

„Schläfſt Du noch, mein Mütterchen?“ fragte ſie nun in jenem weichen, innigen Ton, der ihr eigen. Als Frau Windholm ſich hierauf jedoch nicht regte und ihr Kopf nach wie vor der Wand zugekehrt blieb, beugte ſich das junge Mädchen ein wenig weiter vor, um der Mutter in das Geſicht zu ſehen.

Raum aber war ihr dies gelungen, als ſie auch ſchon einen unartikulirten Laut des höchſtens Schreckens ausſtieß. „Gott, Allmächtiger.“ jammerte ſie dann. Sich gleich darauf über den bewegungsloſen Körper Frau Windholms werfend, rief ſie in jähem, faſt übermenſchlichem Schmerze: „Es kann ja nicht ſein! Nein! nein!“ Und das ſtarre, kalte Geſicht vor ſich mit heißen Küſſen bedeckend, ſetzte ſie hinzu: „Wach auf, Mütterchen, wach auf! Ich ſehe Dich an! Aus Barmherzigkeit öffne Deine Augen!“

Aber die Lider, welche ſich tief auf die gelben eingefallenen Wangen Frau Windholms geſenkt, hoben ſich nicht. Wie eine Wachsmaske lag das klaſſiſche Antliß im Rahmen der nachſchwarzen Haarflechten, welche den Kopf der unglücklichen Frau geziert — auf dem Pfühl. Die arme Martha aber hörte nicht auf zu weinen und zu ſehen, bis der Arzt kam, ſeinen gewohnten Morgenbeſuch zu machen.

* * *

Todt — ſie war wirklich todt, in der Martha Windholm ſeit ſiebzehn langen Jahren allein ihr Schickſal und ihre Vorſehung geſehen. Das arme Kind vermochte das Fürchterliche aber immer noch nicht zu faſſen. Doktor Birger hatte ſomit viel zu thun, um es ihr klar zu machen, daß ſie die Mutter thatſächlich verloren habe. Der Schmerz des jungen Mädchens war nun grenzenlos und minderte ſich auch nur wenig, als ihre einſtigen Lehrer, Rektor Schmidt und deſſen Schweſter, kamen, um der Kummervollen Theilnahme und Schutz zu ſpenden. Fräulein Schmidt verſprach fogar, bei ihrem Liebſten zu bleiben, bis die Todte zur Ruhe geleitet worden.

Schon gegen Mittag erſchien dann auch Rechtsanwalt Werner, Marthas Vormund, im Sterbehauſe. Auch er zeigte ſich theilnehmend gegen das vereinfamte Mädchen. Vor Allem aber wies er es darauf hin, daß es ja nun an das Herz des Vaters eilen und dieſer gewiß alles Mögliche thun würde, um ihm die Verlorene zu erſetzen. Freilich — Werner kannte Alfred Windholm nicht perſönlich. Aber er hatte von dem Tage der gerichtlichen Scheidung der Eheleute an in einem faſt rege zu nennenden Briefwechſel mit dem Fernen geſtanden. Auf dieſen geſtüzt, meinte er nun, dem trauernden Mädchen verſichern zu dürfen, daß es in dem Oberregierungsraath den beſten und zärtlichſten Vater finden würde. Uebrigens ſagte Werner ſeinem Mündel auch, wie er ſofort, nachdem es ihm den Tod der Mutter gemeldet, an Windholm nach D. in Norddeutſchland geſchrieben habe. Er mußte dem Oberregierungsraath doch das Hinſcheiden ſeiner einſtigen Gemahlin anzeigen. Zugleich hielt er es auch für ſeine Pflicht, ihm mitzutheilen, daß nun der Zeitpunkt gekommen, wo er, Werner, hoffe, daß das Geſetz ihm geſtatten würde, ſeine Vormundſchaftsrechte über Martha niederzulegen, da der Schutz des Vaters dieſelben ja unnöthig mache.

Noch in den Vorbereitungen zu dem Begräbniß der Todten traf dann auch ein eypreſſer Brief Alfred Windholms an ſeine Tochter ein. Neben einer ziemlich bedeutenden Geldſumme enthielt dieſelbe noch eine Reihe außerordentlich liebevoller Zeilen. Sie verſicherten Martha der treueſten Zärtlichkeit von Seiten ihres Vaters. Dazu erſuchten ſie ſie, ſo ſchnell als nur irgend thöulich die Reiſe nach D. anzutreten.

In den Vormund des jungen Mädchens hatte der Oberregierungsraath ebenfalls geſchrieben. Es galt ja nicht allein, den Brief deſſelben ſachgemäß zu beantworten, ſondern auch Rechtsanwalt Werner zu bitten, die Aufſöjung des Haushalts der Heimgegangenen in die Hand zu nehmen. Zugleich erſuchte er ihn, für Martha irgend eine reiſefundige Perſon zu engagiren, die das unerfahrene junge Mädchen wenigſtens bis nach Berlin brächte, von wo aus Martha dann, ohne unzuſteigen, nach D. weiterreiſen könne. In alle dem lag echt väterliche Vorſorge, und das junge Mädchen fand einen Troſt darin, wie es keinen beſſeren für ſie geben konnte.

Freilich, ſie empfand ihn immer nur für Minuten. Denn wenn ſie in der guten Stube, wo der Sarg Frau Windholms aufgebahrt worden, dem ſtillen Todtenantliß der Mutter

vegegnete, erfaßte sie doch stets von Neuem ein grenzen-
loses Weh.

Nie — nie wieder sollten sich ja nun diese Augen für sie
öffnen. Ach, und gerade jetzt mußte die Mutter sterben, jetzt,
wo Martha so viele Pläne für die Zukunft gemacht hatte! Nun
war es vorbei mit dem holden Traum von einer Ausöhnung
der Eltern — umsonst der natürlich gar nicht abgesandte Brief
geschrieben, in dem sie den Vater bat, zu kommen und sein
gewiß noch immer geliebtes Weib von Neuem an das Herz zu
nehmen, um es nie, nie wieder von sich zu lassen. O, und
für das trauernde Mädchen stand es ja außer aller Frage, daß
Alfred Windholm auch diesem Rufe einer Kindesliebe, die die
Eltern um jeden Preis vereint sehen wollte, gefolgt wäre.
Hatte Martha denn dem Oberregierungs-rath nicht geschrieben,
daß die Mutter ihr in den mittheilbarsten Stunden ihres Lebens
gestanden hatte, wie sie verzeihen gelernt, was der Gatte ihr
angethan? —

Ohne daß das junge Mädchen eine Ahnung davon gehabt
hatte Frau Windholm dem Rechtsanwält Bestimmungen über
ihr Begräbniß hinterlassen. Sie, die den Sinn für das Ein-
fache, Schmucklose gleichsam mit der Muttermilch eingefogen
— denn die Frau, von welcher sie geboren, war eine Herrn-
huterin gewesen — wollte auch nur mit aller erdenklichen
Schlichtheit zur letzten Ruhe geleitet werden. Natürlich wider-
sprach Martha solchem Verlangen nicht. So ward denn die
einstige Gemahlin Alfred Windholms ohne Sang und Klang
aus dem Hause getragen, nur von Wenigen gefolgt. Denn
die ernste, starre Frau, die sich, wie schon gesagt, mit keiner
ihrer Mitbürgerinnen tiefer eingelassen, als es die oberflächliche
Höflichkeit verlangte, hatte keine Freunde. Ihr Hinscheiden
sah somit äußerst geringe Theilnahme. Nur Kindes Thränen
flossen über dem Sarge, der Gruft der Entschlafenen. Diese
Thränen flossen aber auch noch, als sich eine Woche später
Martha die Thür der einstigen Heimath für immer schloß. Von
Fräulein Schmidt gefolgt, welche gewillt war, statt jeder be-
zahlten Reisegefährtin den früheren Zögling bis Berlin zu be-
gleiten, bestieg sie den einfachen Miethswagen, welcher die
Damen zum Bahnhof des Städtchens führen sollte. Dort an-
gekommen, erwartete sie aber auch noch der Rektor und Rechts-
anwalt Werner.

In fast leidenschaftlicher Weise verabschiedete sich das sonst
so sanfte Mädchen von den beiden Männern. Dann ließ sie
sich durch Werner in das Coupé heben, in welches Fräulein
Schmidt bereits gestiegen. Ein Pfiff noch — ein Grüßen
herüber, hinüber und eine neue Lebensphase begann für das
arme wildfremde Wesen. —

In Berlin, der Metropole des Glanzes, wie man dem
jungen Mädchen die Hauptstadt des Deutschen Reiches genannt,
suchten die Reisenden ein ihnen von Werner angerathenes Hotel
auf. Der Oberregierungs-rath hatte gewünscht, daß sein Töch-
terchen daselbst für vierundzwanzig Stunden rasten sollte, ehe es
die Weiterreise aufnahm. Nun aber verstand sich Martha auch
nur zu einem Ausruhen. Trotz allen Zuredens ihrer Gefährtin
war sie absolut nicht zu bewegen, während einiger Stunden des
Tages wenigstens Umschau in den Sehenswürdigkeiten der
Residenz zu halten.

So saßen die beiden Damen denn während des ganzen
ihnen gewährten Ruhetages nur an den Fenstern ihres Gemaches
und sprachen von Vergangenheit und Zukunft.

Schon in aller Frühe des nächsten Morgens aber begleitete
Fräulein Schmidt die Schutzbefohlene nach dem betreffenden
Bahnhof.

Noch einmal galt es nun für das junge Mädchen, sich von
einem treuen Herzen loszureißen. Für Minuten schien es, als
wollte ihr dies kaum gelingen. Erst durch den wiederholten

Zuruf: „Es ist ja der Vater, zu dem Du gehst, mein Lieb-
ling.“ gelang es dem alternden Fräulein, Martha zu bewegen,
sich von der einstigen Lehrerin zu trennen.

Und dann — dann saß die Verlassene allein in einer Ecke
des ihr angewiesenen Coupe's zweiter Klasse. Wieder weinte
sie — weinte zum Herzbrechen. Aber die Thränen erleichterten
ihr die bedrückte Seele. Und schließlich vermochte sie trockenen
Auges und mit gefasstem Herzen den kommenden Dingen ent-
gegenzusehen.

Wie lang ihr auch die Zeit wurde, so erreichte sie
dann doch auch endlich das Ziel der Reise. Ein
kleines Handkofferchen in der Rechten, stand die zierliche
Mädchengestalt nun auf dem Perron des stattlichen Bahnhofes
von D. Der Vater hatte ihr geschrieben, daß er sie daselbst
erwarten würde und als Erkennungszeichen ihre Trauerkleidung
ansiehen wolle.

Martha schaute mit großen, sehnennden Augen in das Ge-
wirr um sich herum. Ihr lebhafter Geist hatte sich längst die
Erscheinung des Vaters ausgemalt. Aber nirgends bemerkte sie
jezt einen Herrn, der diesem Gebilde ihrer Phantasie auch nur
im Geringsten glich. Wie ihre Blicke auch forschten, sie sah in
der rastlos hin- und herwogenden Menge auch nicht eine
Männergestalt, deren Haltung gebeugt, Haar und Bart schnee-
weiß war, während die milden Züge des bleichen Greisenantlitzes
die stumme Sprache des Schmerzes redeten.

Ach, wie oft hatte sich Martha während des letzten Theils
ihrer Reise noch ganz besonders vorgenommen, dieses traurige
Gesicht wieder lächeln zu machen. Das eigene Weh bekämpfend,
wollte sie ja nichts als Sonnenschein in das Leben des Vaters
tragen. Wie einsam, von Gott und aller Welt verlassen dachte
sie sich denselben auch! Die Tante, die böje Tante Wanda,
die dem Bruder aber doch eine treue Gefährtin gewesen, war
ja gestorben. Und von Miethlingen umgeben, mußte auf diese
Weise der schwerkgeprüfte und doch so hochgestellte Mann in
jenem großen Hause leben, das er schon mit seinem Weibe
bewohnt.

Die Träumerin feufzte. Sie setzte für eine Minute das
Kofferchen auf die Erde und fuhr sich mit der Rechten über
die Augen.

„Martha Windholm?!“

Eine sonore Männerstimme rief da plötzlich die beiden
Worte in fragendem Tone hinter dem Rücken des wieder auf-
merksam um sich schauenden Mädchens.

Nervös zusammensuckend, wandte sich die Angeredete. Sie
sah sich nun einem auffallend stattlichen Herrn gegenüber, dessen
dunkler Vollbart, etwas gelocktes, schwarzes Haar und ein paar
sprühende, sammetdunkle Augen ihm das Aussehen eines kaum
Vierzigjährigen gaben. Jedenfalls dachte Martha im Moment
auch nicht im Entferntesten daran, in dieser noch jugendlich
eleganten Erscheinung ihren Vater zu erwarten. Vielmehr war
sie der Meinung, der Oberregierungs-rath wäre unerwartet be-
hindert worden, ihr selbst entgegenzukommen und habe vielleicht
einen Bekannten oder Verwandten geendet, der an seiner Statt
die Tochter in Empfang nahm. So verbeugte sie sich denn
zustimmend, stieß aber einen kleinen Entsetzensschrei aus, als
der schöne fremde Herr nun rasch vortrat und ohne alle Um-
stände seine Arme um ihren Hals schlang. Aber — nur für
Sekunden währte das energische Sträuben, mit dem sie gegen
die Umarmung eiferte. Zu ihrem grenzenlosen Erstaunen
freilich sagte nämlich der sie Umschlingende: „Ich bin Dein
Vater, mein Kind — und heiße Dich tausend und abertausend-
mal willkommen an dem Herzen, das Dir immer und zu allen
Zeiten gehört hat.“

(Fortsetzung folgt.)

[Nachdruck verboten.]

Die Wundermänner der Vergangenheit.

Von Ernst Vogel.

(Schluß.)

Ihm verwandte Geister sind Trithemius, Paracelsus und Nostradamus. nur daß die beiden erstgenannten für die wahre Wissenschaft von größerer Bedeutung waren als der herumstreichende Doktor. Der Theolog Johannes Trithemius oder Trithemius, wie er sich latinisirte (geboren 1462, gestorben 1516), war Abt erst zu Sponheim, zuletzt zu Würzburg, und ein gelehrter und sonst rechtlicher Mann, der sich aber angelegentlich mit phantastischen Studien beschäftigte und den sein Ehrgeiz schließlich sogar dahin brachte, literarische Fälschungen zu begehen. Paracelsus (geb. 1493 in der Schweiz) war ein tüchtiger Arzt, dem tatsächlich außerordentliche Kuren gelungen sind, der sich auch durch Schriften einen Namen gemacht und sich wirkliche Verdienste um Medizin und Naturwissenschaften erworben hat. Leider ließ ihn sein Hang zu einem abenteuerlichen Leben nicht ordentlich sehaft werden, er zog wie Faust in Deutschland umher und stand nicht an, seine ärztliche Kunst marktchreierisch auszubeuten. Auch er suchte den Stein der Weisen zu entdecken, und wenn er auch, wie alle seine Schicksalsgenossen, nicht so glücklich war, diese Entdeckung zu machen, so brachten ihn seine diesbezüglichen Studien doch auf manches brauchbare Heilmittel. Außerdem rühmte er sich, ein Geheimmittel erfunden zu haben, welches das Leben verlängern und alle Krankheiten heilen könne. Dies Geheimmittel war ein Kristall, Agath, mit magnetischen Eigenschaften, mittels dessen Paracelsus die Krankheiten aus dem menschlichen Körper in die Erde wollte verpflanzen können. Sechs Methoden habe er, dies zu bewirken. Hier nur eine derselben als Beispiel: Wenn Jemand an einer Krankheit leidet, nehme er einen mit Mumienstaub getränkten und mit fetter Erde gemischten Maagnet. In diese Erde säe er einige Samenkörner, die eine gewisse Gleichartigkeit mit der Krankheit haben. Dann bringe man die gut durchsiebte Erde in ein Gefäß, begieße den Samen täglich mit Abjud, in welchem der kranke Theil oder der Körper gewaschen wurden. Auf diese Weise werde die Krankheit auf den Samen übertragen, der darauf in den Boden verpflanzt wird, wo er Blätter zu treiben beginnt. So wie diese wachsen, verschwindet das Leiden. — Paracelsus führt 6 Arten von Mumienstäben auf. Die kräftigste Art wird aus gekentkten Verbrechern bereitet, „denn bei diesen“, sagt der Wundermann, „findet eine langsame Austrocknung statt, welche die wässerige Feuchtigkeit entfernt, ohne die ölige und geistige zu zerstören, die von den Himmelskörpern genährt und durch den Zupuls der himmlischen Geister fortwährend gekräftigt wird.“ Trotz seiner Mittel starb der Charlatan, kaum 48 Jahre alt, mit einer Flasche seines Geheimmittels in der Tasche. Nostradamus (sein wahrer Name war Michel de Notredame) wurde 1503 in der Provence geboren. Er war Arzt und Astrolog und erzeute sich fogar der Gunst der Könige Heinrich II. und Karl IX. von Frankreich. Berühmt geworden ist er durch seine in Versen abgefaßten, mystisch gehaltenen Prophezeiungen, die seiner Zeit ungeheures Aufsehen erregten und von denen nach dem Glauben seiner Anhänger vielerlei eingetroffen sein soll.

Im 17. Jahrhundert stand in Jena und weit über dessen Grenzen hinaus der Mathematiker und Astronom Erhard Weigel im Rufe eines bedeutenden Schwarzkünstlers. Weigel (geb. zu Weida an der Nahe am 16. Dezember 1625, gestorben zu Jena am 21. März 1699) war jedoch ein ernster, kenntnißreicher Forscher und Gelehrter, der Inhaber von mannigfachen Ehrenämtern, der große Auszeichnungen erfuhr, und den nur das unwissende Volk, das die natürliche Ursache seiner Experimente nicht begriff, in das Renommee eines zweiten Faust brachte. Vor allem das Haus, das sich der Gelehrte „auf eine sonderliche Art baute“, wie der Chronist sagt, trug ihm den Titel eines Wundermannes ein und wurde zu den sogenannten sieben Wundern Jenas gezählt. Das siebenstöckige Gebäude zeigte nicht nur eine Reihe lateinischer Inschriften, sondern es stellte auch die Stuktur der Decke des Hausflurs den Himmel nebst Sonne, Mond und Sternen dar. Auf dem Hause errichtete Weigel ein Thürmchen mit zurückschlagbarem Dach. Die Treppe lief um einen hohlen Raum durch alle Geschosse bis unter das Dach, so daß man, wenn das Dach des Thürmchens zurückgeschlagen worden, vom Keller (resp. vom Grunde des so gebildeten Schachtes) aus bei hellem Tage die Sterne sehen konnte. Daneben hatte der Astronom noch einen

Flaschenzug angebracht, der ihm die Mühe des Treppensteigens ersparte und ihn hinauf bis in das Thürmchen trug. Ferner versorgte er durch eine von ihm erfundene „hydraulische Maschine“ die zahlreichen Miethszimmer des großen Hauses mit Wasser. Sobald ein Hahn in der Wand des Zimmers geöffnet wurde, lief dem Bewohner das Wassermasser entgegen. Noch künstlicher war die „Weigel'sche Kellermagd“, eine Einrichtung, die bewirkte, daß aus einem Kautröhrchen Wein floß, wenn er in ein trichterförmiges Gefäß in einer Wand seines Wohnzimmers Wasser goß. Das interessante Haus, bis in die neueste Zeit das Ziel der Besucher Jenas, wird zur Zeit wegen Baufälligkeit und nothwendiger Straßeneröffnung abgerissen; der Schacht, der Hausflur und die Inschriften waren bis zuletzt zu sehen und es sollen die etwa architektonisch werthvollen oder sonst interessanten Theile im Schlosse zu Jena aufbewahrt werden.

Das 18. Jahrhundert hatte seinen Cagliostro oder Balsamo, seinen St. Germain und Schrepfer. Ersterer, der ebenfalls den Stein der Weisen und ein Universal-Lebenselixir besitzen wollte, ist so bekannt, daß wir kein Wort weiter über ihn zu verlieren brauchen. Der Graf von St. Germain, der sich auch Marquis von Montferat, Graf de Bellamore, Chevalier Schöning, Graf Soltkow, Graf Tzarogy u. s. w. nannte, sprach mehrere Sprachen, trat überall als großer und reicher Herr auf, gab vor, mehrere hundert Jahre alt zu sein, Geheimmittel zu besitzen und vieles andere mehr. An einzelnen Höfen ließ er sich auch zu politischen Missionen gebrauchen. Er starb 1780 am Hofe seines Beschützers, des Landgrafen Karl von Hessen, eines unverbesserlichen Anhängers der Geheimwissenschaften und aller möglichen Charlatane. Auch die Geschichte des Leipziger Kellers und Geisteshebers Johann Georg Schrepfer setzen wir als bekannt voraus. Der Schwindler endete, als er sich der Entdeckung ausgesetzt sah, durch Selbstmord. Zum Schluß sei, noch eines Abenteuerers und Charlatans gedacht, welcher frei, frohlich, froh und frei in die Fußstapfen des Paracelsus trat. Ein lustiges Studententheil hat ihn unsterblich gemacht, so daß ihn wohl alle kennen, wenn auch viele bisher nicht gewußt haben, daß die von ihnen bejüngene Persönlichkeit überhaupt einen wirklichen Vertreter im Leben gehabt hat. Ich rede von Doktor Eisenbart, oder wie er sich nennen ließ: „Königlich großbritannischer und herzoglich braunschweigischer Landarzt, Hofkünstler, Stein- und Bruchschneider“ Johann Andreas Eisenbart wurde 1661 geboren und starb am 11. November 1727 in Münden in der Provinz Hannover, wo sein Epitaphium in einer dortigen Kirche noch vorhanden ist und der Welt verkündet, daß hier Doktor Eisenbart, „der großbritannisch-braunschweigisch-cumberlandische Landarzt“, ruht. Der Theolog Heumann giebt uns in einem Briefe an den Konfistorialrath Hauber in Bückeburg eine Schilderung seines Auftretens. Er sah ihn am Ende des 17. Jahrhunderts in Zeit, wo der Charlatan mit großer Pracht auftrat und sich dem Publikum mit den Worten vorstellte: „Hochweiseste Herren, ich bin der berühmte Eisenbart.“ Noch ist ein eigenhändiger Brief von ihm erhalten, woraus hervorgeht, daß er im Juli 1704 mit den Behörden von Wezlar in Differenzen wegen der Aufstellung seines „Theatrum“ gerathen war. Der Wundermann zog von Markt zu Markt und unternahm in der That die magischsten Operationen, so daß das bekannte Spottlied den Mann in der That nach Gebühr charakterisirt.

Allerlei.

Das Eisenbahnfieber. Als am 14. April 1837 die erste Theilstrecke der Leipzig-Dresdener Eisenbahn „Leipzig-Altthen“ eröffnet wurde, befand sich die ganze Stadt in Aufregung, und selbst aus weiten Orten kamen die Leute her, um das neue Wunder zu sehen und kennen zu lernen. Es gab aber auch Viele, die den Muth nicht hatten, sich dem feuerischnaubenden Zuge anzuvertrauen, und Schreie dieses kann aus eigener Erfahrung versichern, daß es selbst solche, insbesondere ältere Personen gegeben hat, die sich nie entschließen konnten, einen Dampfzug zu benutzen. Eine der ersten Verurtheilungen für das Publikum wegen zu beschränkter Gefahren brachte ein zugleich beherrschender Zeitungsartikel, der nach den „L. N. N.“ nachstehenden Wortlaut hatte: „Wer die Schnelligkeit des Eisenbahnzuges mit dem Laufen vergleicht, kann sich, trotz genauer Angabe, keine richtige Idee davon machen. Ein Vergleich mit der Schnelligkeit anderer Bewegungen mag jene veranschaulichen: Eine Ertrappost macht in der Sekunde 7 Fuß, eine Straße fliegt in der Sekunde 22 Fuß, ein Dampfwagen durchläuft 40 Fuß, ein Zug wider Gänge fliegt 120 Fuß, eine Schwalbe macht 123 Fuß, eine Kanonenkugel durchläuft 1800 Fuß und eine telegraphische Nachricht 3703 Fuß. So

uffchirt denn jetzt der Mensch, der so lange den Vogel um seine Flügel beneidet hat, mit einem kleinen Vorrath von Kohlen und Wasser sechsmal so schnell als die bisherige Fürtrennerei, die Extrapoit, um ein Viertel schneller als der Zug eines gewöhnlichen Vogels, und erreicht 30 bis 40 Prozent des Fluges der schnellsten Vögel. Der Dampfswagen erreicht 2 bis 3 Prozent der Schnelligkeit der Kanonenkugel. Und welche Stöße hätte man sich sonst bei solcher Schnelligkeit denken müssen! Es giebt aber gar keine, ebenjowenig wie Leibes- und Lebensgefahr! Man sitzt still und sanft wie auf dem Sopha und liebt Zeitungen, und selbst die zarteste Dame sitzt so schön und sanft, wie einst in ihrem taubendehnten Wagen die cytherische Göttin Venus."

Ein amerikanischer Jockey ist in englischen Rennkreisen seit einigen Monaten eine gefeierte Persönlichkeit und spielt eine Rolle, wie sonst nur etwa eine große Primadonna, die den Höhepunkt ihres Theatertrubmes erreicht hat. Der Mann heißt J. T. Sloan, ist in Indiana daheim, zählt heute 25 Jahre und hat sehr früh seine Laufbahn als Rennreiter begonnen, aber erst in den letzten drei oder vier Jahren sich durch seine beispiellosen Erfolge einen Namen gemacht und große Summen Geldes verdient. Er soll es in Amerika auf ein Jahreseinkommen von 15 000 Lstl. (300 000 Mk.) gebracht haben. Am 21. März ds. Js. ritt und siegte er in Californien in 5 Rennen. Er ritt die Woche in 21 Rennen und siegte in 18, was einen beinahe fabelhaften Durchschnitt von drei Siegen täglich bedeutet. J. T. Sloan hat diesen Herbst bisher in England in 57 Rennen geritten und 29 darunter gewonnen. Die rücksichtlosen Männer wollen seine Erfolge seiner eigenthümlichen Reiskunst zuschreiben und feige gestellt haben, daß Sloans Reiskunst für ein von ihm gerittenes Pferd ungefähr gleichbedeutend sei mit einer Erleichterung um sieben Pfund, Sloan ist ursprünglich nach England gekommen, um für Lord William Bessford und den amerikanischen Sportsman Gorillard zu reiten, hat aber für die nächste Reiskunst einsteigen noch keine Aufträge angenommen. Komende Woche wird er bei dem Cambridgehire-Rennen die Farben des Thronerben tragen und „Nunfuch“ reiten, ein Ereigniß, dem die ganze Turfwelt mit Interesse entgegensteht. Sloan hat durch sein persönliches Auftreten und seinen Aufwand die niederen englischen Sportkreise vollständig verblüfft. Er ist in Schmutz und Kleiderpracht ein unerhörter Dandy, der nie eine Halsbinde zwei Mal trägt und sich nie zwei Mal in demselben Anzug im Paddock gezeigt haben soll. Auch sonst lebt er in großem Stil und hält einen Sekretär und einen Kammerdiener.

Ueber die Herstellung der japanischen Farbenholzschnitte bringt Neclams Univerium, die bekannte, in textlicher wie illustrativer Hinsicht gleich vortreffliche Familienzeitung einen höchst bemerkswerthen Auffatz, dem zahlreiche Abbildungen, darunter ein prächtiges, in Tokio eigens für das Univerium gedrucktes Kunstblatt, beigegeben sind. Wir entnehmen der lehrreichen Darstellung folgende interessante Einzelheit über die Wechselbeziehungen zwischen Zeichner und Holzschneider: Der geistige Urheber des Ganzen, der Künstler, schneidet niemals selbst, ja, er zeichnet nicht einmal auf den Holzblock, wie dies viele von unseren Künstlern thun, sondern entwirft nur Alles mit dem Pinsel auf ganz dünnem Papier. Das lebt der Holzschneider kurzerhand mit der Bildseite auf den Block und schneidet nun seine Druckplatten aus, indem er ganz genau den durchschimmernden Linien der Zeichnung mit dem Messer folgt. Durch dieses unmittelbare Verfahren wird die Eigenart der Künstlerhand ganz unvermindert wiedergegeben und darin liegt zum großen Theile der Schlüssel dafür, daß die japanischen Holzschnitte immer wie Originalstücker aussehen. Da die Japaner auch in farbigen Darstellungen schwarze Konturlinien zu sehen wünschen, entwirft der Künstler zunächst eine Umrißzeichnung. Die schneidet der Holzstecher in Kirschbaumholz und giebt die Platte dem Drucker, der davon dem Künstler einige Abzüge liefert. Zst der Abzug nicht nach Wunsch, so muß der Stecher ändern und der Drucker wieder abziehen; ist er nach Wunsch, so trägt der Künstler die erste Farbe darauf ein und giebt das Blatt dem Holzschneider zurück. Der lebt es wieder auf, aber auf einen neuen Stock, schneidet die erste Farbenplatte danach und schickt sie zum Drucker, der auf einen Schwarzdruck nun die erste Farbe setzt. Dies Blatt wandert zum Künstler, erhält von ihm den zweiten Farbauftrag und geht wieder zum Holzschneider, der danach die zweite Farbenplatte anfertigt. Die druckt nun wieder der Drucker auf einen Abzug, der bereits die schwarze und erste Farbenplatte enthält, und übersendet den Reindruck dem Künstler, damit dieser ihn prüfe und die dritte Farbe eintrage. So geht das Wechselspiel zwischen Künstler, Holzschneider und Drucker fort, bis sämtliche Farbenplatten geschnitten sind und das fertige Bild den Absichten des Künstlers entspricht.

Aberglaube in Australien. Ein amerikanischer Weltreisender, der unlängst in New-York eine Serie interessanter Vorträge über das während der letzten zwei Jahre von ihm durchstreifte Australien hielt, erzählte unter Anderm auch viel Merkwürdiges von den Bewohnern der stetig im Fortschritt begriffenen Stadt Sidney. Ein Umiland, der nun gerade nicht sehr für die Aufgeklärtheit der Leute dort spricht, ist der, daß Männer wie Frauen in hohem Maße abergläubisch sind. Zu den vielen absonderlichen Dingen, die man in Sidney für glückbringend oder unheilbedeutend hält, gehört auch ein sogenannter „Wünschelbaum“, der sich im Mittelpunkt des botanischen Gartens befindet, den die Stadt besitz. Dieser Baum hat nur gute Eigenschaften

und wird daher besonders gern von jungen Mäinnern und Mädchen aufgesucht, die sich in seiner Nähe ganz besonders dazu aufgelegt fühlen, Liebeserklärungen zu machen und anzuhören. Um bei irgend einem Vorhaben vom Glück begünstigt zu sein, genügt es schon, aus einiger Entfernung einen Blick auf die üppige Blätterkrone dieses eigenthümlichen Baumes zu werfen. Hat man aber einen ganz besonderen Wunsch auf dem Herzen, so empfiehlt es sich, den Baum dreimal zu umkreisen und den Wunsch leise vor sich hinauszusprechen. Die Erfüllung bleibt dann in keinem Falle aus. Der Vortragende behauptete, sich oft mit Vergnügen davon überzeugt zu haben, mit welchen ernsthaften Gesichtern schwärmerische Küniglinge und allerliebste Backfische dieses kleine Manöver über den „Wünschelbaum“ ausführten, sobald sie sich ganz unbeobachtet glaubten.

Vom Büchertisch.

In dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Eine Herkomer-Nummer kann man das seeben ersiene Heft vier der „**Modernen Kunst**“ (Verlag von Rich. Bong, Berlin W. 57, Leipzig, Wien, Stuttgart. Preis 60 Pfg.) nennen. Ein großer Theil des herrlich ausgestatteten Heftes ist dem großen Meister, dem Schöpfer des wunderbaren Bildnisses der Miss Grant, gewidmet. Hubert Herkomer ist Maler, Radirer, Dichter, Komponist und Theaterdirektor in einer Person. Als eine der interessantesten Künstlererscheinungen der modernen Zeit steht er da. Auf den Mann, der in seiner Villegiatur „Bushey-House“ in England so unermülich schafft und wirkt, können wir um so stolzer sein, als er ein Deutscher ist. Eine Fülle seltener Bilder des großen Meisters, von denen viele weiteren Kreisen noch unbekannt sind, bietet Heft 4 der „**Modernen Kunst**“ in ausgezeichneten Reproduktionen dar. Im Verein mit ihnen gewährt der von Farno Jessen vorzüglich geschriebene Text in die künstlerische Thätigkeit, die Ideen und Pläne Herkomer's, sowie in seine Familie und sein Heim einen intimen, wahrhaft fesselnden Einblick. Ueberhaupt ist an künstlerischen Gaben ersten Ranges Heft 4 ungemein reich. R. Sichel, E. Küsthardt, S. von Bartels, B. Biglheim, C. H. Kuehler, C. Sturtevant und viele andere bekannte und geschätzte Meister sind beiseits vertreten. S. von Bartels „Seelampf zwischen brandenburaischen und spanischen Schiffen bei Cap St. Vincent im Jahre 1860“ ist eine Schöpfung, die an Großartigkeit und packender Kraft unerreicht dasteht. Und wie meisterlich der Holzschmitt! Auf solche Leistungen kann die deutsche Kunst stolz sein. Auch C. Sturtevant's interessantes „Damenabfahren an Bord“ ist hervorzuheben. Die zahlreichen Illustrationen zu einer großen Reihe sehr unterhaltender Artikel, welche Sport, Theater, Ballet, Kunstgewerbe, Vorgänge am Hofe u. dergleichen, bilden wahre Perlen illustrativer Kunst. Der Text ist so frisch und lebendig, daß man sich wirklich mitten im modernen Leben fühlt. Ludwig Jacobowski's Roman „**Vorfrühling**“ erweist sich in der Fortsetzung immer mehr als eine literarische Leistung ersten Ranges. Ungemein fesselnd ist der Auffatz „**Siele an Bord**“ von C. Weln. Vieles Neue bringt der Artikel über die Übungen des Kgl. Balletkorps in Berlin. Bildlich werden zwei Ballettneren ersten Ranges, Fr. dell'Era und Fr. Urbanska, beim Leben vorgeführt. Hochinteressant ist auch die Beilage, welche ein Bild des aus der Urania-Sternwarte zu Berlin von Dr. Witt jüngst entdeckten Planeten mit erklärendem Auffatz bringt. Daß ein solches Heft der „**Modernen Kunst**“ nur 60 Pfg. kostet, ist im Hinblick auf die wundervolle Ausstattung und den prächtigen Inhalt geradezu staunenswerth, und um so mehr als den Abonnenten und Denjenigen die noch jetzt in das Abonnement eintreten, sieben als Wandschmuck bestimmter, große Kupferdruck-Kunstblätter nach Werken erster Meister zum Vorzugspreise von 4 Mark für das Blatt geboten werden, während der Preis eines jeden dieser Blätter im Kunsthandel 30 Mark beträgt.

— **Sophie Junghaus „Der Berggrath“.** Roman. Dritte (wohlfeile) Ausgabe. Verlag von F. Fontane u. Co., Berlin W. Preis Mk. 5. Ohne Frage ist „**Der Berggrath**“ einer der populärsten und gefanntesten Romane von Sophie Junghaus. Es ist ein genial konzipirtes und scharf durchdachtes Werk, in jener vollendeten Form, die von jeder Manier frei ist; eine Arbeit, wie sie der bekannten durch ihre früheren und späteren Bücher berühmten Autorin würdig ist. — Dabei spricht aus dem Werk eine Feinheit der Empfindung, eine Vornehmheit der Gesinnung, die ungemein wohlthat. — Die literarischen Vorzüge, wie der außerordentliche Reiz des behandelten Stoffes waren recht dazu angethan, das Buch volkstümlich zu machen und es in weiteste Kreise einzubürgern. Um dies in noch höherem Maße zu ermöglichen, ist die notwendigig gewordene dritte Auflage als wohlfeile herausgegeben und der Preis über die Hälfte ermäßigt, dabei sind Druck und Papier nur zu loben. Diese gediegene und wohlfeile Ausstattung wird dem trefflichen Werke, das mit Recht einen Platz in jeder Familienbibliothek beanspruchen kann, zur verdienten weiteren Verbreitung von bestem Nutzen sein.